

Ein Ehrenwort.

Roman von A. Heibem.

Selbst als Trautmann ihm eines Tages, wie er es für seine Pflicht hielt, erzählte, daß Ulla ihre Meinung über ihm gänzlich geändert und warum sie sich früher so hart beurtheilt habe, ließ sie da erregte diese Mittheilung nur ein wehmüthiges Kopfschütteln.

„Wie seltsam das alles ineinander greift“, sagte er. „Ich bin in mir ganz verändert. Niemals mehr werde ich, ein alternder, kränklicher Mann, sie mit ihrer Jugend an mich fesseln wollen.“

Trautmann schob noch immer die Beantwortung des Schreibens aus Herzensheim hinaus — er mußte eines Tages fragen — aber nicht jetzt, nicht jetzt schon.

Er kam seit den letzten Wochen selten nach Tristleben. Die Prünze war für kurze Zeit nach der bezwungenen kleinen Weidung gereist, Ulla lebte still für sich und wartete, wie er hörte, mit Schmerzen auf den immer weiter sich verjüngenden Zeitpunkt ihrer Ueberfiedelung zum Bruder.

Sie hatte jetzt Besuch von einer Schwester ihrer Mutter — einer Nonne, die in dem protestantischen Tristleben eine wahre Auegung hervorrief, denn sie nahm, freundlich und angenehmer, als jemals Ulla gethan hatte, Interesse an den ihr neuen Menschen, sie war eine noch sehr wohl konservirte Frau in der Mitte der Dreißiger und trug ihr weißes Ordenskleid mit dem Anstande einer vornehmen Dame.

So hatte die Oberförstern Trautmann erzählt und auch, was man durch die heitere und offene Gesprächigkeit der Schwester Veronika von den ehemaligen Verhältnissen der Familie von Ulla's Mutter erfahren hatte.

„Ihlich vertraute ihm der Oberförster an, es werde bei Hofe die Frage ventillirt, ob man nicht das Schloß und die Ländereien am besten verkaufe. Das ersieht bedürfte einer Reparatur, deren Kosten ungefähr einem Neubau gleichkämen, der Herzog hatte niemals eine Vorliebe für dasselbe gehabt; wenn sich ein Käufer fände, schließe man gewiß zu mäßigen Preisen zu, da die Ländereien unter des Geheimrath's u. Truhn Verwaltung ohnehin auf Jahre hinaus sehr gelitten hätten. Die großen Waldungen würde der Herzog behalten wollen, und man plane auch darin für den Fall des gelingenden Verkaufs der andern Besitztheile die Erbauung einer großen Forstmehlfabrik, in welcher für die Zeit der Jagden dem Herzog und seinen Jagdgästen Quartier gemacht werden solle.“

Der Oberförster und seine Gattin schienen so eingenommen von all' diesen Neugiertheiten, daß sie nicht auffallen mochte, wie mager und ernst Hides geworden war.

Trautmann hatte sie immer so reizend gefunden, so ernstlich zwischen ihr und Ulla mit seinem Herzen geschwankt, daß er sie ohne tiefe Theilnahme nicht ansehen konnte. Von dem alten wundervollen Jüngling der sonnigen schwarzen Augen war nicht gar viel mehr übrig; sie plauderte, als seine Verwandten ihn endlich losließen, viel mit ihm und in herlicherem Tone, nur fand er zu seinem Bedauern wieder die alte freundlose Lebensanbahnung in ihr lebendig.

„D, ich bin ja jetzt reich! Mir kann es nicht mehr fehlen! Wer mich jetzt sieht, liebt mich und findet mich auch liebenswerth“, spottete sie bitter.

„Nicht alle, Hides! Und wenn Sie so sprechen wie heute, wird ein Mann von Herz Sie unaußstehlich finden“, lachte er. „Ja, das ist mir zu wahr! Die besten fragen nichts nach mir und meinem Gede!“ sagte sie mit melancholischem Nach und bellem Nachen.

„Der Landrath macht ihr den Hof in allen Tonarten!“ flüster die Oberförstern Trautmann nachher zu.

„Und Truhn?“

„Nicht nichts von sich hören, ich glaube nicht, daß er sich für Hides neher erwidert hat.“

„O weh!“ dachte er und setzte im Geiste noch hinzu

„Welch' starke spröde Naturen sind Schwester und Bruder! Ist es wohl ein Glück, zu ihnen zu gehören, bis der Tod scheidet?“ Und das Bild des Geheimraths trat ihm vor die Seele.

Trautmann besuchte, nachdem er hier Abschied genommen hatte, noch den von neuem erkrankten Gerichtsrath.

Der alte Herr sah ihm aus.

„Ich habe dem Justizminister ein Geuch geschrieben, man möge Sie nach Ablauf Ihres Urlaubs lassen; Sie haben sich einmal eingearbeitet und ich fühle wohl, lange werde ich es nicht mehr machen!“ sagte er gedrückt.

„Darf ich Ihnen meine Hilfe sofort anbieten? Ich habe mich angereibt und stelle mich Ihnen bis zur Entscheidung des Ministers privatim zur Verfügung!“ erbot Trautmann sich freundlich.

Der alte Herr nahm dankbar an und so war es für den Affessor schneller mit dem doleer far niente vorbei, als er sich vorgestellt hatte.

Bei Ulla hatte er sich nicht melden lassen. Er versagte sich dieses Glück, sie zu sehen, mit großem inneren Kampf; aber was sollte aus ihm werden, wenn er dieser hübschlichen Qual nicht ein Ende machte?

Er fühlte erst recht, wie sehr er litt unter der fortwährenden Verhüllung, als er jetzt wirklich an der kleinen Villa vorübergegangen war.

So lange er nun in Tristleben weilte, hatte sie eigentlich sein ganzes Denken erfüllt; wie süß träumte er schon vor Monaten von dem Glück, die Geliebte an seinem Herzen vor aller Lebensnoth zu bergen und für ihr Glück zu leben!

Und sie, die anfangs so harmlos war, merkte nicht so bald, daß sie sein Herz gewonnen, da zog sie sich erst leise unmerklich, dann schroffer und unerkennbarer vor ihm zurück und dabei schien es doch stets so, als fühle sie sich von ihm verlegt.

So fuhr er in tausend schmerzlichen Gedanken nach Rosenstein zurück.

Er sagte sich, daß er Winzkel jetzt fragen sollte; es konnte doch möglich sein, daß man über sein Bleiben oder Gehen anders verfuhr, als der Gerichtsrath und er selbst wünschten; ach, ob er dies Bleiben wirklich wünschte, mußte er selbst kaum, denn ihm graute vor der verlängerten Qual, sie täglich zu sehen; aber verlegte man ihn an irgend ein anderes Gericht, so wurde sein Nachfolger in Winzkel's Angelegenheit hineingezogen.

Als er im Schlosse wieder ankam, fand er den Herrn desselben in besser Laune. Der Sanitätsrath hatte ihm freiere Bewegung und eine gelegentliche Ausfahrt erlaubt.

Die Neugiertheiten aus Tristleben bezüglich des Schloßverkaufs interessirten ihn im höchsten Grade.

„Die meisten Heider liegen im Anschluß an die meinigens, das Schloß verkaufe ich auf Abbruch, die Stadt wird sich den Park nicht nehmen lassen — die Villa — die Villa.“

Er hatte das alles sofort in größter Entschiedenheit und Klarheit begonnen, jetzt stockte er, fuhr dann aber lebhaft fort: „Himmel! Wenn ich sie „ihre“ schenken dürfte! Sie hätte doch ein eigenes Heim!“

„Sie werden sich sagen, daß —“

Trautmann hielt mit seiner aufflammenden Entgegnung mitten im Sage inne.

Seine Eiferucht hatte ihm da einen bösen Streich gespielt. Er mußte nicht, was anfangen, sprang von seinem Stuhl empor und trat an das Fenster, in die regnerische Nacht, die dem schönen Tage folgte finsternisbildend.

Auch Winzkel that einige schnelle, schwere Athemzüge, das hörte er.

Zum ersten mal saßen sie beide mit Schreden, daß

ferum, der vornehmlich bei kleinerm Grundbesitzern vorkommt, um für seine meiste Erfindung Besondere zu machen und Vorkämpfer einzuführen. Seine Erfindung nennt Mr. Dracop die „Blitzfalle“. Durch sehr hohe Stangen wird der Blitz veranlaßt, einzuschlagen. Die Funken werden durch den Draht in starke Knisterten geleitet, welche eine elektrische Leitung enthalten, die durch besondere Vorrichtung von den Wänden der Kasseite isolirt wird, jedoch der Blitz fortwährend in der Leitung verweilt. Mr. Dracop will im Laufe des Monats August nicht weniger als 14 Blitze aufgefangen haben, welche er, solange sie noch frisch sind, auf trocken Felde entladen will. Durch die nachwendig erfolgende Aufrechterhaltung erzeugt Mr. Dracop Regen so viel man nur wünscht — der Landwirthschaft zum Segen. Einmal werden „reit“ Mr. Dracop in einem ungründigen Gemeindefängnisse herum, weil er als Beschreiber eingekerkert wurde.

Untrügliche Zeichen. Herr: Merkwürdig; ich habe gestern nacht von schwarzen Hagen geträumt. — Alexes's Fräulein (schnell): Wie merkwürdig; und ich von weißen Mäuten. Offenbar ergäßen wir uns beide. Ach!

Die eigentliche Ursache. A. Es ist unbestreitbar, daß wir eine der wichtigsten Erfindungen — den Blitzableiter — einer Frau verdanken. — B. Hatton, den hat ja Benjamin Franklin erfunden. — A. Ganz recht, lieber Freund, aber erst nachdem er sich — verheiratet hatte.“

Ein selbstmörderischer Käfer! Die Furcht vor der Cholera, vor Steuern und sonstiger Lebensnoth scheint auch in der Thierwelt hier und da eine Panik hervorgerufen. So wird der „Kreuznach, Big.“ aus Ansbach berichtet: „Ein gelüthtes Getrieb Käfer führte sich hier von der Gallerie des Rathhauses herab und fand seinen Tod.“

Kitterarische Plaudereien.

Von A. B.

Angelehene Theologen aller und neuer Zeit haben behauptet, alles in der Welt habe seinen Nutzen. So wagt nicht, ob sie dabei auch an die schlechten Vorten gedacht haben. Jedenfalls haben auch diese einen Nutzen, wenigstens dann, wenn sie an's schiefte sind; das habe ich in der jüngsten Zeit wieder empfunden und will nun auch den Lesern dieses Blattes an dem Gemüth einen Antheil geben, den ich dem unfreiwilligen Humor unberechneter Begabter verbanke.

Da ist ein ungewöhnlich tüchtiger gebildet und unterrichteter Mann, Heinrich Widor, dessen einiges Unglück ist, daß er mit einem Dichter Widor, — ein und derselbe ist. Liebe und Leben“ heißt das Büchlein, und Liebe und Leben „um einem Leben und ruhend, aber seine Gedichte sind, wie der gewöhnliche Hologramm von der Legende des Tyrannen Dionysius logie, mittelbewerdend.“

„Dir, mein gutes, treues Weib, die weiß' ich diese Blätter. Du jaßt sie entliehn, du hast sie (sic!) entliehn“, so mögen sie mit dir in die Welt hinausgeh'n.“ In dem ersten Gedichte der Sammlung stellt sich der Verfasser uns vor mit den Worten:

„Ich bin ein Denkscher.“ Das ist uns natürlich, sehr angenehm. Nun aber behält er sein Deutschthum in folgender Weise: „Ich bin ein Denkscher und bin hoch darauf! Obet Gott den Herrn! In u. i. m. Wie ich in der Lohn. Ich bin u. i. m. Walfisch — aber — ist — falsch! Nun wissen wir's doch. Und doch, schade, daß der Poet kein — Franzose ist! Aus einem andern Gedichte ersehen wir, daß ein Weibchen auf der Mauer blüht, unbekannt, unbekannt.“ Das kann vorkommen, und es ist hübsch von dem Dichter, daß er theilnehmend fragt: „Warum blüht das arme Weibchen unbekannt, unbekannt?“ Dann blüht ein anderes Weibchen unter Wäntern ganz verborgen, ganz beschützt und wird natürlich gefragt, warum es „ganz verborgen, ganz beschützt“ blüht. Nun kommt nur noch ein Weibchen; es blüht im Orben, natürlich nicht geachtet, nicht geacht.“ „Warum blüht ich,“ nachdem uns der Dichter so unsere Spannung aufs höchste gesteigert hat, antwortet er in drei Strophen, deren erste lautet: „Weil das Weibchen an der Mauer die Beachtung nicht bemerkt — darum blüht das arme Weibchen unbekannt, unbekannt.“ Das ist so sinnreich, daß man dem Leser eine Erholungsreise gewähren muß! Aber nein! folgendes Gedicht ist zu schön, gewähren wir's lieber nein! folgendes Gedicht ist zu schön, gewähren wir's lieber nein! folgendes Gedicht ist zu schön, gewähren wir's lieber nein!

Der künftige Literaturhistoriker erzählt, daß dieses schwermüthige Poem im Jahre 1890 in Berned entstanden ist. Berned liegt nicht weit von Bayreuth. Daher das Malheur!

Zu den guten Leuten und schlechten Musikanten gehört auch Herr mine Gemeyde de Semie, die sich leider von „solchen Freunden“ hat verleben lassen, ihre nur fürs Haus geschriebenen „Gedichte“ drucken zu lassen. Was sie unter „Gedichten“ versteht, ersehen wir schon aus der Widmung. Ihre Väter sollen der Erbsgräbin Stephanie erwidern, die „hulberfüllt, die Widmung anständig

angenommen der Lieber, schmerz- und freud'um- hüllt.“ Schmerz und Freude als Einballage der Lieber? Ein neuer Gedanke! Wenn die beiden Vorten zu Fuß gehen, so bemerkt uns Haescheha ausdrücklich, daß er auf dem Rückenroste liegt. „Auf dem Begajus“ heißen seine in Köln in diesem Jahre erschienenen „Gedichte.“ (Fritz Grevens Buchdruckerei.) Es liegt offenbar eine Verwechslung vor. Das Thier, das der Mann für den Begajus gekauft hat, ist ein ausgeübter Droßfingentau, dessen Kleid das tiefe Weibch erwidert.

Der Dichter. O. Sch., also etwa Hans Schläge oder Heinrich Schmidt — denn solches Wirpunges ist der schöne Name Haescheha doch wohl — hat eine lobenswürdige, vielleicht auch lebenswürdige Eigenschaft: er hat nämlich Anwendungen von Selbsterkenntniß. So sagt er in einem Gedicht:

Ja gewiß, ich hab' gefehlet Ich mit meiner Poetie, Dummer Thor, auch du mußt leiden Von der thörichtsten Manie.

Köb und Klesler, groß und kleine Ehrein die Klesle sich fast wund, So viel Jungens, so viel Weimer Und der Weis' kommt auf den Hund.

Ueberflüssig wie ein Tropfen Wasser in der Meeresfluth, Ungebeten wie ein Fresser Der sich selbst zu Gaste lud.

Ich hätte ja die feulenden Kommatto legen und „thörichtsten“ schreiben können, aber „Köie“ als Pluralis von „Köier“ bleibt ja doch stehen und wer weiß, was Haescheha für Gründe hat, so und nicht anders zu schreiben? Sonderbar ist es übrigens, daß Haescheha durch die schlechten Gedichte anderer auf den Hund gekommen zu sein meint, und nicht durch seine eignen.

Bunderbar, tief, so tief, daß ich ihn nicht einmal ohne, ist der Zusammenhang zwischen dem Sinn des Liebes und der Situation, in der er entstanden ist. Der Dichter fügt nämlich die Anmerkung hinzu: „Aus Benedic, als ich zum erstenmal das Meer betrachtete an der Biazetta vor dem Dogenpalast, mit dem Rücken an die Säule gelehnt, die den schlummernden Löwen trägt.“ Aber jetzt geht mir ein Licht auf. Wenn der Verfasser der Begajuslieder nicht, zum erstenmal, das Meer er sehen hatte, wie hätte er ein so wahres und erhabenes Bild für seine Ueberflüssigkeit finden können, wie es ein Tropfen Wasser in der Meeresfluth“ ist? Das folgende Gedicht gepöht übrigens einige Hoffnung, daß Haescheha nicht weiter dichten wolle:

Stomm alter Leidgenosse Gehob dich noch einen Fuß, Gehob dich wohl hienieden Geliebter Begajus.

Mit dem Wunsche, daß dieser Werdehuf, den der Poet verdient hat, einen wirklichen Abschied bezeichne, entlassen wir ihn.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl vorbehalten:

Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Professor Dr. C. Pohlmei und Hugo Hoffmann. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2. Heft: Jäger, Gymn.-Dir. Dr. D. Alexander d. Große. Mit Titelbild und einer Karte. 1.20 M. — 2. Heft: Jäger, Marcus Porcius Cato. 1 M. — 3. Heft: Herbersberg, Prof. Dr. G., Kurze Geschichte der altgriechischen Kolonisation. Mit einer Karte. 1.40 M. — 4. Heft: Urban, Propst Dr. J. Geographische Forschungen und Märchen aus griechischer Zeit. 60 Pf.

Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst. Herausgegeben von Eugen Wolff. Kiel und Leipzig, Lipius und Lischer, 1892. 2. Heide, Heft 3: Sat Richard Wagner eine Schule hinterlassen? Von Arthur Seidl. 1 M.

Das Bett und sein Einfluß auf unsere Gesundheit. Ein Mahnruß an alle deutschen Väter und Mütter von Otto von Steiner. Franzenberg i. S., Karl Eisinger Nachf. 50 Pf.

Die Cholera, Weien, Vorbeugungs- und Behandlungsmethoden von Dr. Paul A. Koppel, prakt. Arzt in Berlin. Verlag von G. Danner, Wühlhauen in Thür. 40 Pf.

Gegen Falbs tritische Tage. Eine Kritik v. H. Schneider. Berlin W., Ferd. Dümmlers Verlag (Edm. Stein). 50 Pf.

Der Eid und seine Behandlung. Vortrag von Goebe, Erster Staatsanwalt zu Halle a. S., in Kommission bei Adolf Regel (A. Friede's Sortiment), 1892.

Druck und Verlag von Otto Henkel in Halle a. d. S.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.



es einen Punkt gab, wo ihre Freundschaft in Gefahr des Scheiterns lag.

Dann hörte Trautmann, wie Witzel sich erhob und an seinem Stuhle zu ihm herantrat.

Er hatte nicht den Muth, sich ihm zuzuwenden. Da legte dieser seine Hand auf Trautmann's Schulter, drehte ihn mit sanftem Druck zu sich hin und sagte, in seinen österreichischen Dialekt fallend:

„Brüderherz! Bin ich denn der Mann, der um ihre Liebe werben darf? Aber gönne mir doch das Glück, sie zu lieben. Das mich träumen, wie ich ihr Vooß erleichtern könnte. Und nicht vor sich hab Trautmann das bleiche gealterte Gesicht, das wie durchsichtig schien — ich, wie Witzel melan- cholisch in sein in letzter Zeit ergrautes Haar griff, als wollte er sagen: Ich bin ja fast ein Greis! und erkante deutlich, der Mann sprach Wahrheit, es lag nichts Selbstthätiges in seiner Liebe.

„Verzeihung!“ sagte er erschüttert. „Sie wissen nicht, wie ich ringe, mein Herz von ihr loszureißen.“

„Ich weiß es — Bruder! Lieber, junger Bruder, und ich hoffe für dich!“ gab jener zur Antwort. Und als Trautmann ihn nach seinem Häubchen zu seinem Hübschet geleitet hatte, sagte er: „Ich habe einen älteren Bruder gehabt — er liebte mich, wie ich dich, und bis zum Tode!“

Zum Glück wurden sie durch den neuen Verwalter unterbrochen, der jeden Abend zum Rapport kam und Witzel's Besuche einholte.

Als man ihm, sobald es unmöglich wurde, die Thatfachen zu verwechseln, von den Zuständen gleich nach seiner Vermundung erzählt hatte, war nicht ein Gedanke des Zornes oder Verdrißes in ihm aufgetaucht.

„Die armen Kerls!“ Er ist eine so große Veruchung, arm zu sein! Und eine so große Heldenthat, arm und ehrlich zu sein! Das erkennt man nie genügend an!“ — Und dann hatte er sofort Schritte thun lassen, den Venten eine möglichst milde Strafe anzukündigen, falls sie bisher unbedrückt gewesen waren.

Während des gemeinsamen Abendessens fragte Trautmann sich nochmals, ob er jetzt die Herzensheimel Angelegenheit zu Ende bringen solle oder nicht. Witzel zeigte sich aber später zu ruhig, und die Möglichkeit, daß die Sache in fremde Hände lag, so nahe, daß er sich zum Reden entschloß.

So begann er denn, als beide die Cigarren angezündet hatten, davon zu reden.

„Sie brauchen mir nur zu sagen, daß Sie mit jenem Kerl nicht identisch sind, Witzel, das genügt; wollen Sie mir Ihren Geburtsort und das Jahr Ihrer Geburt nachweisen, so ist es noch besser,“ schloß er seine sehr bündige Darlegung.

Mit einigem Schreden aber bemerkte er, daß Witzel sehr betroffen ausah und wortlos, sichtbar in peinlicher Unentschlossenheit vor sich hinstarrte.

Dann stand er mit eigenthümlich starren Mienen auf und ging an seinen Schreibtisch.

„Er ist's! Er ist jener Mensch und er überlebt diese Stunde nicht! Er erschießt sich vor deinen Augen! durchfuhr es Trautmann, der wie an allen Gliedern gelähmt daß und in wahrer Todesangst Witzel's Bewegungen verfolgte. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn — er wollte schreien, rufen — seine Stimme verlorste.

Das ging alles blitzschnell vor sich. Dann war es schon vorüber, dann athmete er tief, fast stöhnend auf; Witzel trat zu ihm, legte eine Anzahl Papiere vor ihn hin und sagte sehr bleich und sehr langsam:

„Auf diese Papiere bin hat man eines Tages mich in Arab vom Gulgen errettet; es war an demselben Tage, an dem mein Bruder und unsere Gefährten den Märtyrertod durch Henkershand starben. Man sagte mir damals in wilder Hast, es seien die Papiere eines Dieners von einem der Güter meines Vaters.“

„So war Ihr Vater der Obergepann Konitz?“ fuhr Trautmann emper.

„Nein!“

„Weiter!“ kündete Trautmann.

„Meinen Namen werden weder Sie noch irgend ein Mensch je von mir erlernen, denn als man mich, den kaum zwanzigjährigen Waisen, damals dem Henker entriß, als man mich, den Verurtheilten, der schon mit dem Leben abgeschlossen hatte,

in Bettlerkleidung steckte und mit toller, athemloser Eile auf ein Pferd setzte und mich über die Grenze brachte, ohne daß ich mir abthe, daß in derselben Stunde alle meine Gefährten zum Tode gingen, da hat man mir das Ehrenwort abgenommen, daß ich nie meinen wahren Namen verrathen, nie in mein Vaterland zurückkehren wolle, bis man mich von meinem Worte löste! Weir kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Doch, doch, noch Eins! Wer nahm Ihr Ehrenwort?“

„Mein Vater, der mir vorzeitig Hülfeherz unmöglich machen wollte.“

„Wie der Hölle wurden später annehmt, warum rief Ihr Vater Sie nicht zurück?“

„Weil er acht Tage nach dem Tode meines Bruders, dessen Rettung ihm mißlang, an Herzschlage starb.“

„Wie erlöhren Sie das?“

„Durch die Äußerungen.“

„Und Ihre Mutter?“

„Bar längst todt.“

„Aber Ihre Verwandten?“

„Sie glauben uns alle todt. Meines Vaters einziger Bruder eröte die Bestigungen, das Vermögen.“

„Und Sie? Sie wollen Ihr Wort halten, Witzel? Einem Toten, der es Ihnen längst zurückgegeben hätte?“

„Ich muß! Es geht mir eine Epre und nur ein Ehrenwort,“ sagte dieser tonlos.

„Aber wenn die Gerichte —? Sie sind nach diesen Papieren jener Dieb —?“

„Da muß ein Verthum vorliegen; mein Vater hätte seinem Nebling, dessen Tod er nicht wollte, niemals solche Papiere gegeben!“

„Ich weiß, daß der Obergepann Konitz im Jahre 1854 bestohlen wurde — Sie aber nahmen an der ungarischen Revolution von 1848 theil!“ sagte Trautmann nach einem Blick auf die Papiere.

„Sehen Sie! Ich wußte es wohl!“

„Die Sache steht bei alledem ernst genug für Sie, Witzel. Wenn dieser Wüster die Sache aus verlegter Eitelkeit verolzt, denn er wußte sich sehr viel mit seiner „Entdeckung“, — oder wenn man in Herzenheim des thut —“

„Ich sagte mir das in dem Augenblick schon, als Sie sprachen, habe es mir gesagt, sobald ich damals von Wüster's Gerede hätte.“

„Was aber dann?“

„Witzel fuhr mit wilder Gekerde durch sein Haar.

Dann sagte er mit zusammengebissenen Zähnen: „Ich muß das abwarten.“

„Aber, mein Gott, besser Freund, machen Sie sich klar, wie nahe die Möglichkeit liegt, und wollte man Wüster zum Schweigen bringen, so machte das die Sache noch schlimmer.“

„Das ist richtig.“

„Also was thun?“

„Alles — nur nicht werthbrüchig werden!“

Die Cigarren waren beiden längst ausgegangen. Witzel trug die Papiere wieder in seinen Tisch zurück.

Schweigend saßen sie noch lange zusammen. Endlich sagte Trautmann: „Ich meinerseits würde es nicht zum äußersten kommen lassen, Witzel, ich würde nicht schweigen!“

„Ich glaube doch!“ sagte dieser in tiefem Ernst.

Schließlich lag Trautmann die ganze Nacht in jenem Bette. Er bewachte im Verhiesch die sogenannten Herzogskammern; man konnte sich kein beglücktes Legis denken — und doch wurde ihm mehrere male so bekommen und angst zu Wuthe, als liege ein Alp auf seiner Brust.

Tobmüde, fand er keine Ruhe. Immer stand Witzel vor ihm mit den durchwühlten Zügen und den starren, hoffnungslosen Blicken.

Und so aktenuerlich auch die Geheißte klingen mochte, es kam ihm nicht eine Sekunde ein Zweifel an der Wahrheit derselben. Mochte die ganze Welt sich gegen den Unglücklichen wenden, er stand zu ihm, er mußte es, seine Ueberzeugung forberte es, die Macht der Persönlichkeit Witzel's siegte immer wieder über alle Zweifel des Verbannten.

Der folgende Tag war bei grauem Himmel ein sehr mildes.

Eine ganze eigenartige Herbststimmung lag auf der Natur; sie bereitete melancholisch ihr buntes Sterbefeld — schon wurden die grünen Blätter selten; die vielfarbige Pracht der

Gärten hob sich scharf ab von dem dunklen Grün des Eichenwaldes, der sich dabinter am Berge hinaufzog.

Seinen Verripreden gemäß war Trautmann zur Stadt gefahren und hatte dem Gerichtsrath, der fränker geworden war, die dringenden Arbeiten erledigt, jetzt kehrte er eben zurück, als die alte Gräfin sich ihren Einstil ins Freie fahren ließ.

Dort traf sie mit dem Hausherrn zuantinnen, der, auf seinen Diener geführt, auch seinerseits die sühne weiche Luft genießen wollte.

Trautmann gestellte sich zu ihnen. Wenn die Aufregung des gestrigen Abends für seine Augen in Witzel's Zügen auch

nach erkennbar war, so bewunderte er doch die Ruhe und Heiterkeit, mit welcher der jetzt röhcher Genesende die alte Dame unterhielt, und noch mehr die vollkommene Fassung, welche derselbe zeigte, als plötzlich seitwärts aus dem Gebüsch, welches den tiefer gelegenen Hügel bedeckte, zwei Damen erschienen, in welchen sie alle sofort Wita u. Traup und ihre Tante, die Nonne, erkannten.

Dieselben hatten die Absicht, Gräfin Khenstein zu besuchen, und wurden von dieser auf das herzlichste willkommen geheißen, dann von den Herren begrüßt, und da man die etwas ermüdete Kloster Schwester nicht gut noch im Freien lassen konnte in das Schloß geführt.

Bunte Zeitung.

Aus dem Familienleben des Kaisers giebt eine Beschreibung der „Zeit“ über die Rückkehr der drei jüngeren Prinzen folgendes hübsche Bild: In dem Schnellzuge, der am Montag nachmittag von Frankfurt a. M. kommend in den Bahnhof Bötzenkam einleitet, besaß sich auch ein Solomongen aus dem kaiserlichen Gräubenbürgen. Als dieser vor dem Fürstenzimmer des Bahnhofs hielt, trat aus ihnen der Kaiser in Marine-Uniform. Zu gleicher Zeit wurde es im Innern des Wagens lebendig. Unter dem großen Krystallpfeilergehoben wurden blonde Kinderköpfe sichtbar, und als der Kaiser auf den Wagen zurücktrat, erstörnten aus dem Innern kindliche Stimmen mit dem Ausdruck: „Papa, Papa!“ Aus dem Solomongen existieren nur die drei jüngsten Prinzen August Wilhelm, Edgar und Joachim. Die beiden älteren tragen Blumenkränze in den Händen und Mäntel, während der jüngste Prinz, in einen langen weißen Mantel gehüllt, von einer Wärterin getragen wurde. Und nun streckten sich sechs Kinderarme dem Kaiser entgegen, auf dessen Hügel die Freude sich ausdrückte, seine drei Hingängen so wohlbesahen wiederzusehen. In der That erdienen die kleinen Prinzen als Wüder hübschen Lebens. Der Kaiser berzte und küste seine Kinder und überwachte sie, bis sie in einem geschlossenen Hofwagen untergebracht waren. Dann fuhr er ihnen in offenem Wagen voran, mit sie nach dem Marktplatzplatz zu ihrer viel schuldig erwartenden Mutter zu bringen.

Der ungeschminkte Napoleon. Paul de Cassagnac tritt der Verhöhnung Jola's entgegen. Napoleon III. habe sich während des Jahres von 1870 und auch in Sedan geschminkt. Schon der Akademiker Melchior de Vogue hatte diese Thatfache in seiner Besprechung der „Debatte“ bestritten, von Jola aber den Bescheid erhalten, er wäre durch keine Unterrichtet worden, die Napoleon in Sedan sich schminken sehen, und überdies hätte eine Besichtigung zu verschiedenen Malen im Kreise der Capitulanten erhalten, die sie empfinden, zu erzählen. „Ich war,“ schreibt Cassagnac, „einer von denen, welche den Kaiser in Sedan am nächsten und längsten sahen. In meinem Arm hielt er während des ganzen Geschehens von Monzon. Auf meine Schulter gestützt, bellte er, der schwer krank war und unangenehme Schmerzen hatte, den Wagen, um sich zu ergehen. Ich habe mehrere male während des Feldzuges an seinem Tische und neben ihm gesessen. Man verdirde sich, daß es ganz und gar unrichtig und falsch ist, daß der Kaiser sich schminkt. Ich kam im Hofstalle für den Sedan- tag an meinen Regimentskameraden Robert Mitchell anpfeifen. Was die von Herrn Jola behauptete Besichtigung, also die Prinzessin Mathilde, betrifft, so haben wir die Ehre, sie zu kennen, und halten sie nicht für häßlich, denn der Kaiser in einer so furchtbaren Lage einen lächerlichen Zug betrauen, den er nicht verdient hat. Wenn wir Herrn Jola öffentlich die Bemerkung machen, so geschieht es, weil die Schilderung, die er von Sedan entwarf, und das Bild des Kaisers im übrigen wahrheitsgetreu und geziemend sind.“

Minister und Staatsgläubiger. Ueber ein sonderbares Zusammenreffen zwischen dem italienischen Minister des Aeußern, Herrn Brin, und einem „Gläubiger“ der italienischen Regierung wird aus Rom folgendes berichtet: In der Capolonestrasse stellte dieser Tage der ehemalige afrkanische Herr Brin den Minister Brin, Davico, der sich, nachdem er aus dem Staatsdienst entlassen worden war, als Kaufmann in Afrika niedergelassen wollte, war, ohne daß man ihm Zeit gelassen hatte, seine Angelegenheiten zu ordnen, aus Mailand ausgewiesen worden. Er verlangte deshalb Schadenersatz und strengte einen Prozeß gegen die Regierung (Brin) an, zu seinem Schutze, der von dem Verwalter machte er den Advokaten Sinocchiaro-Wurle, der lönner erreichte, daß man Davico 3000 Lire bewilligte. Mittlerweile fiel aber Rudini und Sinocchiaro wurde Minister. Das neue Ministerium hielt sich für verpflichtet, Davico's Forderung noch einmal zu prüfen und wies sie als unangemessen zurück. Der ehemalige Advokat und jetzige Minister Sinocchiaro konnte oder mochte nicht gegen seine eigenen Ministerkollegen aufstehen und

rieh seinem Schützling Davico, sich an einen andern Anwalt zu wenden. Der Besogehweg schien aber dem ehemaligen Kurier bereits zu lang geworden zu sein, deshalb stellte er sich kurz entschlossen vor dem Ministerium des Aeußern auf und hielt den Minister Brin fest, gerade als dieser das Gebäude verlassen wollte. „Wie steht es mit meiner Angelegenheit?“ fragte Davico. „Auf der Straße erleidet man solche Dinge nicht,“ erwiderte Brin. „Das ist mir gleich,“ sagte Davico, „säumige Schuldner muß man forcken, so man sie freigt.“ Und er sah den Minister vor sich, daß dieser das Verlangen nach einer hohen Summe nicht zu Boden ließ. Es entstand nun ein großer Volksauflauf und die Scene endete damit, daß der Staatsgläubiger in das Staatsgefängnis abgeführt wurde.

Originals. Vor kurzem brach in der Niederlage des Reichs-Konfessionärs N. in Wien Genes aus, das einen Teil des Warentagers stark, den Rest nur schwach beschädigt hat. Die beschädigten Waaren wurden zu herabgesetzten Preisen abgegeben und nach solchen vom Feuer ergriffenen Wäscheläden fragte am Sonntag ein Engländer. Er war in einer Gantlage dort gesehen und das Veronal münderte sich, daß der vornehme Herr nur „recht stark angebrante Wäsche“ verlangte. Er wollte freilich eines nach dem Verkäufer nannte die herabgesetzten Preise, worauf der Engländer auch die früheren Verkaufspreise wissen wollte. Als kein Wunsch erfüllt wurde, öffnete er die Brieftasche und erlegte zum Ertrauen des Veronals jene größere Summe, welche die Wäsche vor dem Brande gestollet hatte. „Geben Sie den Ueberfluß den Armen,“ sagte der Engländer zu Herrn N., „denn ich,“ sagte er lächelnd hinzu, „habe nicht nöthig, billige Wäsche zu kaufen.“ Es ist eine Waare von mir, in den nächsten Tagen nur Kleidungsstücke zu tragen, die schon im Feuer gesehen sind. Ich benötige die den Aetna zu bestiegen, und dieser jetzt verlohnt stark feuerbeständige Berg „geht mir nicht aus dem Kopfe.“ N. erkannte mit mir, ich würde von jedem Unfälle verlohnt bleiben, wenn ich die Waare in Rauch und Flammen war. Ich glaube nicht an Träume, aber da mir meine Mittel eine kleine Verabigung erlauben, warum soll ich der Erfüllung des Traumes nicht Vorhich leisten? Nach dem Brande eines Schuhwaarenmagazins in Paris ließ ich dort einige Waare übrig gebliebener Eitelkeiten kaufen; sie sind einigmal in der großen Brand im Grindelwald in der Schweiz war, telegraphierte ich um zwei in dortigen, theilweise verbrannten Schuhmagazin, „Old England“ zurückgebliebene Anzüge, nun stelle mir noch die dem Traume entsprechende Wäsche — die hab ich nun ebenfalls. Morgen reise ich nach Sizilien!“ Und der Engländer entfernte sich langsam und pfelegmäßig wie er gekommen, mit dem Gütel angebrannter Wäsche. Seine Mittel erlauben ihm das! — Ein anderes Original ist der pensionirte Staatsbeamte Ferdinand N. in Wien. Seit fünf Jahren verläßt der torpente Mann täglich punkt 5 Uhr nachmittags seine Wohnung im Rathhausviertel. Er begiebt sich ins Restaurant „Zum Magistat“, verweilt dort genau 10 Minuten und trinkt während dieser Zeit zwei Wiener Bier. Hierauf verläßt er sich langsam ins Restaurant „Zum Magistat“, verweilt dort genau 30 Minuten und konsumirt zwei Wiener Bräun — verweilt dort genau 10 Minuten und konsumirt drei Gläser Bier. Sodann wandert der Mann direkt in den Vater, trinkt dort einen halben Liter Wein und verweilt dort genau 50 Minuten. Den Rückweg macht er ebenfalls, ob es nun regnet, schneit oder die Sonne scheint, zu Fuß. Mit dem Glockenschlage 9 Uhr abends ist der Mann vor seinem Hause angekommen und sucht sein Zimmer auf, das er vor 5 Uhr nachmittags nicht wieder verläßt. Dieses Programm wird seit Jahren so peinlich genau eingehalten, daß der alte Beamte mit dem Hausmeister einen förmlichen Vertrag abgeschlossen hat, ihm 2 K. Strafe zu bezahlen, wenn er (der Beamte) auch nur um eine Minute früher als 9 Uhr abends nach Hause komme. Seit fünf Jahren hat sich Herr N. nur dreimal verdrückt! Das heißt aber seine besonderen Gründe. Einmal war nämlich der Beamte infolge einer Vernehmung arreitet worden, ein zweites mal hatte er sich den Fuß verstaucht und das dritte mal war ihm seine Spinneblut sieben geblieben. In den drei Gasthäusern wird der Beamte „die wachende Uhr“ genannt.

Die Witschals. Seit einiger Zeit treibt sich in den Provinzhallen Ungarns ein „Professor aus Amerika“ Namens Decap

